

Felix Hollaender
Das Erwachen des Donald Westhof





Felix Hollaender, in: Literarisches Jahrbuch. Hoursch
& Bechstedt, Köln 1903, S. 53

Felix Hollaender

Das Erwachen des Donald Westhof

Herausgegeben von
Andrea Glang-Tossing

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2025
Wehrhahn Verlag www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Philipp Schröder, Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag,
Hannover ISBN 978-3-98859-092-3

Inhalt

Das Erwachen des Donald Westhof

ERSTES BUCH
Vorspiel und Jugend
— 7 —

ZWEITES BUCH
Verstrickungen
— 133 —

DRITTES BUCH
Gefängnis – Freiheit – Kampf
— 261 —

Nachwort
— 363 —

ERSTES BUCH

Vorspiel und Jugend

I

Wer war dieser Donald Westhof – woher kam er – wo lagen seine Ursprünge – wo die Fäden, aus denen sein Schicksal sich knüpfte? Vielleicht muß man bis auf jene unheimliche Nacht zurückgreifen, in der Herr und Frau v. Tessin unter dem kristallinen Kronleuchter standen, und das gedämpfte Licht der gelben Kerzen sich über die junge Welt ergoß, die sie zum erstenmal in ihr Haus geladen hatten.

Der Geheimrat v. Tessin hatte zärtlich seinen Arm in den seiner Gattin gelegt. Und während die aufreizenden Rhythmen der Musikkapelle ertönten, und die Paare, dicht aneinandergeschmiegt, zuweilen in ein freudiges Lachen ausbrechend, mit leicht geröteten Gesichtern durch den Saal wirbelten – ahnte mit Ausnahme eines einzigen Menschen niemand, welcher ein Zusammenbruch auf dieses Fest folgen würde.

Es war der erste Ball, den Herr und Frau v. Tessin für ihre Zwillingstöchter Dorothea und Helene – oder Thea und Leni, wie sie gewöhnlich genannt wurden – veranstaltet hatten. Sie mußten sich beeilen, denn der Winter und die Saison gingen ihrem Ende entgegen. Im Garten begann bereits der Krokus schüchtern aus der Erde zu lugen.

Was sollten sie tun?

Thea und Leni waren an diesem vierzehnten März siebzehn Jahre alt geworden – und der Tag war vorgesehen, um die beiden jungen Mädchen in die große Welt einzuführen. Frau v. Tessin hatte darauf bestanden.

Und wann hätte der Professor jemals versucht, ihren Wünschen sich zu widersetzen? Der große, breitschultrige Mann, gegen den sie wie ein zerbrechliches Püppchen wirkte, machte seine Autorität nur außerhalb des Hauses geltend. Etliche Jahre über fünfzig mochte er sein, aber kein graues Haar zog sich durch seinen sorgfältig frisierten, dunklen Scheitel. Für die Welt draußen war er mit Energien geladen, die keinen Widerspruch duldeten. Seine wissenschaftliche Leistung gab ihm Sicherheit – und angeborenes Selbstbewußtsein, gesteigert durch den Erfolg einer ungewöhnlichen Praxis, befähigte ihn, auf seine Patienten zu wirken.

Sobald er der eignen Frau gegenüberstand, schien er vollkommen verändert. War gebannt von ihren grauseidigen, leuchtenden Augen, die sie, wie ein Kind, groß und verwundert aufzureißen vermochte, um sie dann unter jähem, brennendem Erröten wieder undurchdringlich zu schließen, als könnte sie sich offenbaren und an dem Geheimnis ihres Herzens rühren lassen.

Der Glanz ihres aschblonden Haares berauschte ihn heute noch wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, und die Haut ihres Gesichtes, faltenlos und mädchenhaft, weich und köstlich gestrafft, strömte einen Duft aus, der ihm ins Blut gegangen war.

Er spürte ihn auf dem Katheder – in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Kollegen – und plötzlich mitten in der Untersuchung einer fremden Frau. Er sah dann nur ihren schlanken, jünglinghaften Körper, von dünnen, rassigen Beinen getragen, und hätte am liebsten die Sprechstunde unterbrochen, um ihren Spann zu küssen.

Dabei wußte er, daß seinem sehnächtigen Werben nur in ganz seltenen, erhöhten Augenblicken Erfüllung gewährt wurde. Aber vielleicht wurde gerade dadurch seine Glut noch stärker entfacht.

Sie war etwa neunzehn Jahre jünger als er und leitete ihn wie ein Kind, ohne ihren Willen jemals sonderlich zu betonen. Sie entwand sich ihm und vermochte ihn dann wieder durch einen zauberhaften Ausdruck ihrer Züge zu entschädigen. Wenn er in den ersten Ehejahren sich zuweilen enttäuscht fühlte und ihr Zurückhaltung und Kälte vorwarf, so hatte sie nur rätselhaft gelächelt, um dann mit ihrer kühlen Hand durch sein dichtes, dunkles Haar zu gleiten und ihre Lippen für einen flüchtigen Augenblick so fest auf die seinen zu drücken, daß ein Feuerstrom durch seinen Körper ging – und Wert und Sinn seines Daseins ihm erst zu Bewußtsein kamen.

Er hatte Lucie Masarin anlässlich eines medizinischen Kongresses in Paris kennengelernt – und der reife Mann hatte beim ersten Anblick gespürt, daß dieses noch halb kindhafte Geschöpf sein Schicksal wurde.

Ihr Vater war ein berühmter Fachkollege, der damals schon vom Tode gezeichnet war – während er selbst in der internationalen Wissenschaft bereits

Rang und Namen besaß und zu den großen Hoffnungen zählte.

Lucie Masarin hatte ihn bei seiner Werbung zuerst erschreckt angestarrt und kein Wort hervorgebracht. Dann hatte sie eine lange, ernste Unterredung mit ihrem Vater, die damit endete, daß sie Herrn v. Tessin ihr Jawort gab.

Sie erzählte ihm schüchtern – aber mit großer Sachlichkeit aus ihrem Leben: daß sie frühzeitig ihre Mutter verloren habe und im Kloster erzogen worden sei. Und plötzlich fügte sie unvermittelt hinzu:

»Sie wissen, wie krank und leidend Papa ist. Ich folge Ihnen, weil er es sehnlichst wünscht. Eine Neigung verspüre ich nicht – aber vielleicht hat Papa recht, daß ich Ihnen eines Tages zugetan sein werde.«

Lucie Masarin wurde eine vorzügliche Gattin und eine wunderbare Mutter. An die beiden kleinen Mädchen, denen sie nach dem ersten Jahr ihrer Ehe das Leben gab, hing sie ihr Herz und ihre Zärtlichkeit.

Ohne vor dem Professor ihr Inneres je ganz zu entblößen, ohne jemals selbst bei den zärtlichsten Berührungen überzuströmen, hielt sie ihn doch in ihrem Bann.

Es hatte in dieser Ehe nicht den geringsten Kampf gegeben. Von der ersten Stunde an hatte er sich ihr unterworfen in einem Hörigkeitsgefühl, über das er niemals Rechenschaft von sich forderte.

Sie war eine Frau, die kaum hörbar durch das Haus schwebte – deren Lachen einen süßen, sinnlichen Klang hatte, deren Hals in seiner weichen Rundung ihn betörte, deren Augen, von langen Wimpern

beschattet, so tief und rätselhaft, so heiter und schalkhaft, so liebend und befehlend zu blicken vermochten, daß er immer die Atmosphäre eines Wesens spürte, das mehr Traum als Tag war und zwischen seiner exakten, wissenschaftlichen Natur und seinen seelischen und körperlichen Bedürfnissen den Ausgleich schuf.

Frau Lucie schien im Laufe der Jahre immer jünger zu werden. Die Zwillinge blühten wunderbar auf – und wenn man gemeinsam auf Reisen war, galten Mutter und Töchter nur als Schwestern – denn niemand wäre auf den Gedanken gekommen, Frau Lucies mädchenhafte Erscheinung in eine mütterliche Beziehung zu ihren Begleiterinnen zu bringen.

Leni schien ein Abbild der Mutter zu sein. Nur waren ihre Augen von einem reinen, magischen Blau und ihre Lippen strenger, herber und um eine Linie feiner gezeichnet.

Thea war schlank und geschmeidig wie die Schwester, aber brünett, und in ihrem ganzen Wesen zugänglicher und für fremde Einflüsse empfänglicher.

Beide hingen an der Mutter mit schwärmerischer Liebe und waren stolz auf den berühmten Vater, der in seinem Fache als unumstrittene Autorität galt und im In- und Auslande herangezogen wurde, wenn es sich um einen gefährlichen oder schwierigen Fall handelte.

Jeden Nachmittag, sobald die Sprechstunde begonnen hatte, fuhr Frau Lucie in die Stadt, während die Mädchen Musik oder englische und italienische Konversation trieben. Erst zum Abendmahl kam sie wieder heim und erzählte immer lustig und aufgerührt von ihren Teebesuchen und Einkäufen. Nein, was gab

es da nicht alles zu besorgen – vor wie vielen Läden hatte der Chauffeur zu halten, und wie mußte sie ihr Hirn anstrengen, damit nichts unerledigt blieb.

Dem Professor bereiteten schon ihre Erzählungen den größten Spaß. Ohne sich im mindesten vorstellen zu können, wozu der Kram taugte, den sie allabendlich heimschleppte, ermunterte er sie noch zu ihren Einkäufen.

»Gold, das nicht in Lebensfreude umgewechselt wird, ist sinnlos«, pflegte er zu sagen – und bewunderte ihre Fähigkeit, immer wieder neue Bedürfnisse zu entdecken. Durch ein Lächeln von ihr fühlte er sich beschenkt. Und je sparsamer und zurückhaltender sie mit der Zeit in ihren Zärtlichkeiten wurde, um so mehr steigerte sich sein Begehren. Die Existenz der beiden Mädchen störte ihn zuweilen. Sie nahmen ihm zuviel von der geliebten Frau. Und auch sein wissenschaftlicher Arbeitshunger ließ allmählich nach.

»Ich versäume zuviel, ich versäume dich – und du bist mir wichtiger als alle Erfahrungen über Stoffwechsel und alle Forschungen über Diabetes und Karzinom. Im übrigen habe ich mein Teil getan – mögen jüngere Kräfte vorrücken und sich erproben.«

Solche Reden wies sie mit leichtem Stirnrunzeln zurück – drängte ihn in medizinische Gesellschaften und Kongresse und fragte ihn ärgerlich, was er denn beginnen würde, wenn das Schicksal sie plötzlich abriefe.

Aber diese Frage erschütterte ihn derartig, daß sie nicht ein zweites Mal von ihr gestellt wurde. Er verfärbte sich – schwieg eine Weile und erwiderte dann:

»Nach menschlichem Ermessen ist das ausgeschlossen, erspare mir daher die Antwort.«

In einem Punkte deckten sich ihre Ansichten vollkommen. Die Mädchen sollten früh verheiratet und von den Eltern unabhängig gemacht werden. Und der Ball, zu dem sie heute geladen hatten, bedeutete für sie, daß die Töchter nun flügge waren und jede Stunde ihr Leben auf neue Grundlage stellen durften.

Herr und Frau v. Tessin standen unter dem Kronleuchter und sahen auf das Treiben einer jungen Welt, die noch unverbrauchte Kräfte aufgespeichert hatte. Sie sahen, wie Leni und Thea umschwärmt wurden, wie in ihren noch verschleierte Augen tausend stumme Fragen ruhten, wie sie sich kindhaft und mit rührender Anmut bewegten und zuweilen den Eltern zärtliche, dankerfüllte Blicke zuwarfen.

Und plötzlich berührte Frau v. Tessin leise den Arm ihres Gatten.

»Ich bin auf einmal so müde geworden«, sagte sie und hob dabei fröstelnd die Schultern. »Ich möchte, wenn du nichts dagegen hast, mich eine Weile zurückziehen. Bitte, laß mich eine Stunde ausruhen, allein – ganz allein.«

Der Professor griff unwillkürlich nach ihrer Hand, als wollte er den Puls abfühlen. Sie entzog sich ihm und lachte sonderbar auf.

»Mir fehlt nicht das geringste. Ich brauche lediglich Ruhe. Nicht wahr, du gönnst sie mir – störst mich nicht und machst kein Aufhebens?«

Sie schmiegte sich einen Moment an ihn und fügte noch einmal hinzu:

»In spätestens einer Stunde bin ich wieder da.«

Er nickte – und gleich darauf war sie verschwunden.

Die Musik hatte gerade ausgesetzt – erfrischende Getränke mit kleinem, duftendem Gebäck wurden gereicht – beruhigtes Aufatmen, bewegtes Surren von Stimmen – dazwischen jugendfrisches Lachen erfüllten den Saal.

Der Professor schritt von Gruppe zu Gruppe, als müßte er gerade in Abwesenheit der Gattin den Pflichten des Hausherrn obliegen. Warf hier ein leichtes Scherzwort hin, dort ein ritterliches Kompliment, zog diesen oder jenen seiner Assistenten in ein lockeres Gespräch, das jeden Augenblick abgebrochen werden konnte, und sah von neuem den tanzenden Paaren zu, als die Musik wieder erklang. Dann sah er auf seine Uhr und stellte fest, daß noch einige Minuten an der Stunde fehlten.

Er richtete nun sein Auge unablässig auf die Flügeltüren, ohne von Lucie eine Spur zu entdecken. Er wollte sie in ihrem Schlafzimmer aufsuchen, aber eine ganz bestimmte Scheu hielt ihn zurück. Er wußte, daß sie das als Einbruch in die Freiheit ihres Willens auffassen würde. In diesem Augenblick trat sein Diener an ihn heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Der Professor schüttelte energisch den Kopf.

»Weshalb haben Sie nicht gleich gesagt, daß ich heute außerstande bin...«

Der Diener beteuerte, streng nach der ihm erteilten Weisung verfahren zu haben, aber der Geheimrat hätte darauf bestanden, den Professor um jeden Preis selbst zu sprechen.

Nachwort

Wodurch Ihre Romane wirken, das war doch auch immer die fliegende Hitze darin, auch der Leser wird ja von Ihnen immer wieder in die Ecke gedrängt, daß er fast Angst kriegt.

Hermann Bahr: *An Felix Holländer* [sic!] (1917)¹

Der Schriftsteller, Regisseur und Dramaturg Felix Hollaender (1867–1931) und seine Bedeutung für die Berliner Moderne sind heute weitestgehend vergessen. Dabei war Hollaender nicht nur Mitglied des »Ethischen Clubs« und des Vereins »Durch!«, sondern gehörte auch zum Friedrichshagener Dichterkreis. Der deutsch-jüdische Autor war von 1896 bis 1898 Mitherausgeber und Theaterkritiker der Berliner Wochenzeitung *Die Welt am Montag*, die im Frühjahr 1933 von den Nationalsozialisten verboten wurde. 1902 lernte Hollaender Max Reinhardt kennen, der ihm 1920 die Leitung seiner Berliner Bühnen (Großes Schauspielhaus, Deutsches Theater und Kammerspiele) bis zu seiner Rückkehr nach Berlin 1923 übergab. Danach war Hollaender bis zu seinem Tod Theaterkri-

1 Hermann Bahr: »An Felix Holländer [sic!]«, in: *Vossische Zeitung* 557 (1917), Abend-Ausgabe 31.10.1917, S. 2 und 5.

tiker beim *8-Uhr-Abendblatt*. Seinem letzten Roman *Ein Mensch geht seinen Weg* (1931) hat Gerhart Hauptmann, mit dem Hollaender mehr als 40 Jahre lang eng befreundet war, einen Nachruf vorangestellt, in dem er schreibt: »Möge das echte herrliche Gold, das seine Seele enthielt und das so viele so wahrhaft bereicherte, in der Welt nicht aussterben.«

Das Erwachen des Donald Westhof

Das Erwachen des Donald Westhof war zunächst in der *Berliner Illustrierten Zeitung* als Fortsetzungsroman erschienen und wurde 1927 im Ullstein-Verlag veröffentlicht. In der literaturwissenschaftlichen Forschung wird der Roman vor allem im Kontext der für die Literatur der Weimarer Republik typischen Sportbegeisterung genannt. So schreibt etwa Wolfgang Wendler mit Bezugnahme auf die zeittypische Tanzbegeisterung über die literarische Verarbeitung des Sports und dessen »Möglichkeiten für eine höhere Entwicklung« (DW, 310):

Wie der Tanz wird der Sport als Ausdruck der Zeit empfunden. Man sah in der neuen Körperlichkeit etwas Bewusstseinsveränderndes. In Felix Hollaenders Roman *Das Erwachen des Donald Westhof* (1927) ist der Held eine Zeitlang Boxer. Er hat die Vorstellung, daß der Mensch über seinen Körper befreit werden könne [...].²

- 2 Wolfgang Wendler: »Die Einschätzung der Gegenwart im deutschen Zeitroman«, in: *Die deutsche Literatur in der Weimarer Republik*. Hrsg. v. Wolfgang Rothe. Stuttgart 1974, S. 169–194, hier S. 188f.

Wolfgang Paterno ordnet *Das Erwachen des Donald Westhof* in seiner diskursanalytischen Untersuchung des Boxens in der Literatur der Zwischenkriegsjahre³ zu jenen »Erzählungen, Reportagen und Romanen der Trivialliteratur, die mit dem Boxerroman in den 1920er- und 1930er-Jahren ein kurzlebiges Genre generiert« und in denen »der Athlet als ein Exponent des Zeitgeists« fungiere.⁴ Diese Werke stellt Paterno der Behandlung der Box-Thematik in der sogenannten elaborierten Literatur⁵ gegenüber.

In der Trivialliteratur wird der Boxer als Exponent des Zeitgeists zu einer nahezu mystischen Figur fern psychosozialer Konfigurationen erhoben; die elaborierte Literatur dagegen bezieht die sozialen und interdiskursiven Dimensionen des Wissens mit ein – Boxen wird zu einem mehrdimensionalen Darstellungsobjekt, in das eminente Zeitsignaturen eingeschrieben sind.⁶

Laut Paterno sei das in den 1920er Jahren überaus populäre Boxen⁷ in der Trivialliteratur stark vereinfacht und unkritisch dargestellt und zeichne sich durch »heroische Klischeebilder« aus. Die Figur des Boxers erscheine als »nahezu messianische Gestalt« und

3 Wolfgang Paterno: *Faust und Geist. Literatur und Boxen zwischen den Weltkriegen*. Wien, Köln, Weimar 2018.

4 Ebd., S. 19.

5 Dieser Literatur werden von Paterno neben Bert Brecht u.a. Joseph Roth, Franz Blei, Anton Kuh, Erich Kästner, Ödön von Horvath, Klabund, Kurt Tucholsky und Kurt Schwitters zugeordnet.

6 Paterno (2018), S. 19.

»erstarr[e] in grotesker Verabsolutierung und Positivstilisierung«. Zur unkritischen Darstellungsweise der Trivalliteratur gehöre laut Paterno auch, dass der mit Boxen inhärent verbundene Gedanke des Verbrecherischen, Anröchigen und Halbwelthaften [...] diskursiv erstaunlicherweise ebenfalls nicht aufgegriffen«⁸ werde.

Ein close reading des *Donald Westhof* zeigt, dass der Roman anhand der genannten Charakteristika keineswegs der trivialen Box-Literatur zugeordnet werden kann. So wird das Bild von Donald als erfolgreichem Boxer immer wieder als brüchig dargestellt. Das Verbrecherische und Halbwelhafte wird nicht nur deutlich durch die Gefängnishaft als Vorbedingung für Donalds Boxkarriere und seinen Traum von »Gefangenenland«, wo »[d]ie Schwachen – die Gefallenen – die Gefangenen [...] zu Befreiern werden« sollen (DW, 289). Der Bezug des Boxmilieus zum Kriminellen wird insbesondere durch die zwielichtige Figur des »Kosaken« Jantura Habdulin hergestellt, der »behauptete, den Krieg als gemeiner Soldat des 9. Turkistanischen Regiments mitgemacht zu haben« (DW, 279), und der Donald um sein Geld betrügt und die Schiebung eines Schwergewichtkampfes plant. Als reales Vorbild für Habdulin dürfte Hollaender der »schreckliche Türke« Sabri Mahir gedient haben, des-

7 Vgl. hierzu Knud Kohr und Martin Krauß: *Kampftage. Die Geschichte des deutschen Berufsboxens*. Göttingen 2000, S. 41–68.

8 Paterno (2018), S. 394.